

Sie sind unempfindlicher gegen den physischen Schmerz. Im Alter von 2 oder 3 Jahren vermögen sie die Schmerzempfindung nicht einmal zu lokalisieren.

Nicht allein in ihrem physiologischen, sondern auch in ihrem intellektuellen, affektiven und moralischen Leben streben die Kinder nach Erhaltung des eigenen Ich und darum auch nach größtmöglicher Sparsamkeit. In intellektueller Beziehung giebt sich dies schon in der Sprache des Kindes kund. Das kleine Kind drückt sich vor allem durch Gesten und durch entsprechende Schreie aus. Verneinung, Bejahung durch Gesten, Zeigen mit den Fingern, Angabe der Gröfsenverhältnisse durch Handbewegungen spielen bei ihm eine grofse Rolle. Auch in der Erfindung der onomatopoetischen Sprache, in der Bezeichnung der Objekte durch Töne, welche man an ihnen wahrgenommen hat, sowie in der erweiterten Beziehung dieser Nachahmungslaute auch auf Assoziationen der ursprünglichen Vorstellung zeigt sich das Streben, möglichst wenig Kraft anzuwenden. Überhaupt ist das Kind abstrakten Ideen abhold, es bewegt sich ausschliesslich oder vorherrschend in konkreten Vorstellungen. Neuen Vorstellungen widerstrebt es. Es gefällt ihm nicht in unbekanntem Räumen, es will eine Geschichte immer in derselben Weise wieder erzählt wissen. — Nicht allein intellektuelle Ausgaben scheut das Kind, auch solche der Affektivität. Das Kind strebt danach, aus allem Vergnügen zu ziehen, seine Vergnügungen nach Möglichkeit zu vergrößern. Der kleinste Winkel wird für ihn zu einer Welt. Ebenso wie die Kinder das Freudige ausnutzen, so vermeiden sie das Traurige. Sie nehmen nur mechanisch am Schmerze eines Anderen Teil. Sie weinen, weil sie weinen hören. Die Affektivität des Kindes ist derartig, dafs sie ihm nicht schadet. Es liebt eine Person, eine Sache nur insoweit, als Freude und Nutzen daraus zu ziehen ist. Selbst die Eifersucht, welche als wirkliche Zuneigung aufgefaßt werden könnte, entspringt nur aus dem Wunsche, eine Person oder Sache ausschliesslich für sich selbst zu haben. — Auch das moralische Leben des Kindes ist dem Gesetze der geringsten Anstrengung unterworfen. Es spielt immer mit dem Könige und der Königin. Niemand vermag seiner Ansicht nach das, was es selbst thut, so gut auszuführen. Es rühmt seine Reichtümer. Es versucht, sich alles anzueignen, was es sieht. Es will nicht teilen, es behauptet seinen Platz so breit als möglich. Es lügt zu seinen Gunsten. Erst allmählich giebt es seine egoistische Moral auf und nimmt die Moral der Erwachsenen an.

M. GIESSLER (Erfurt).

B. MÜNZ. *La logique de l'enfant*. *Rev. philos.* Bd. 41. S. 46—54. 1896. No. 7.

Es ist ein Vorurteil, dafs es kein Denken ohne Sprache giebt, das Kind verbindet schon logisch Ideen, bevor es überhaupt ein Wort aussprechen kann, man kann die Kausalitätsfunktion bei ihm in Thätigkeit sehen, bevor es Worte bildet. Diese lernt es dann nicht durch Nachahmung, sondern es muß sich zunächst selbst eine Sprache schaffen. Kann man denn dem Kinde überhaupt zeigen, wie es zu sprechen hat, da doch die Bewegungen des Kehlkopfes unsichtbar bleiben? Es ahmt gewisse

Laute nur darum so leicht nach, weil das Hören derselben Reflexe im Stimmorgan hervorbringt, daher bildet es zunächst oft eigene Worte, es spricht seine Sprache, nicht die unsrige. Das Sprechen lernt das Kind also selbst, was wir es lehren können, ist nur unsere Sprache. Wäre es nicht richtiger zu sagen, das Artikulieren und Lautebilden lerne das Kind selbst, Worte hervorzubringen, müsse es gelehrt werden? Das Wort fällt von aussen her als Samenkorn in die Seele des Kindes, wo es langsam belebt und durchdrungen wird, so daß es einen ganz bestimmten Begriff, die Möglichkeit einer sinngemäßen Anwendung erhält. Diese dauernde Verarbeitung des kindlichen Wortschatzes äußert sich in den Wortneuschöpfungen nach gewissen Analogien und in seinem dauernden Suchen und Fragen nach Erklärungen. Das Kind hat dadurch viele Verhältnisse der Außenwelt schon erfaßt, ehe es zum Bewußtsein des eigenen Ich kommt, da es dieses Wort „Ich“ nicht zu hören bekommt und daher zu seiner Verarbeitung nicht kommt. Die Angehörigen pflegen dem Kinde das Verständnis erleichtern zu wollen, indem sie sich selbst „Vater, Mutter“ nennen, wenn sie mit dem Kinde reden. So lernt das Kind den Ichbegriff erst kennen, wenn es sich im Spiele oder sonst irgendwo als Ursache von Bewegungen und Veränderungen erkennt.

MAX BRAHN (Leipzig).

TH. RIBOT. **Les caractères anormaux et morbides.** *Année psychol.* II. S. 1—17. 1896.

Den normalen Charakter erkennt man in seiner idealen Form daran, daß er eine bestimmte Art des Strebens und Wollens hat, die ihm Einheit und Festigkeit giebt, und ferner daran, daß man stets vorher bestimmen kann, was er unter gegebenen Umständen thun wird. Je weiter sich ein Charakter von der Einheit und Vorherbestimmbarkeit entfernt, um so mehr gehört er nach der Seite der atypischen und kranken Charaktere. Der Moralist nennt hier oft abnorme Charaktere solche, die dem Psychologen als völlig einheitliche erscheinen, da sie nicht sowohl die Art des Wollens als die Mittel und Wege zum Ziele verändern; ferner kann auch das Lebensalter scheinbar bedeutende Veränderungen hervorbringen, die jedoch alle den Kernpunkt nicht treffen. Geht man den Weg von den stetigen Formen der Idealcharaktere rückwärts zu den völlig krankhaften, so ergeben sich drei Formen der Abweichung von der Norm, die vom nur Atypischen zur völligen Krankheit führen.

A. Die sich in zeitlicher Aufeinanderfolge widersprechenden Charaktere: 1. Die von der Norm abweichenden, die wiederum zwei Formen zeigen: α) Eine und dieselbe Neigung eines Individuums wechselt völlig ihre Richtung (RAYMUNDUS LULLUS, PAULUS, LUTHER), aber immer kann man in dem Schmetterling noch die Puppe wiedererkennen. β) Die völlige Wandlung des Charakters, bei der ein Streben durch das gegen-
teilige, eine Art, zu leben, durch die entgegengesetzte verdrängt wird (DIOCLETIAN, JULIANUS APOSTATA, AUGUSTINUS, TOLSTOJ). Den Grund geben moralische Umwandlungen, die langsam oder ganz plötzlich kommen, den Zwangshandlungen ähnlich, durch die anhaltende Wirkung von ihnen